

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .

Das PDF wurde erstellt am: 15.11.2024, 12:53 Uhr.



Carl Gildemeister

Eddelplattdütsch

zu "Eddelplattdütsch" 3. Band : Was soll "Eddelplattdütsch" sein und bezwecken?

Vor-Wendorf: [Sülwstverlag], [um 1930]


<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1906500819>

Band (Druck) Freier  Zugang  OCR-Volltext

0 373
76407.

Was soll
„Eddelplattdütſch“
ſein und bezwecken?

Zu „Eddelplattdütſch“
3. Band



Von Karl Gildemeiſter
in Vor-Wendorf bei Wismar



[Wismar 1930.]

f-7890/3^u

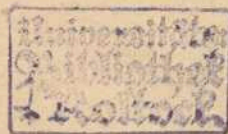
Das Buch „Eddelplattdütsch“, 3. Band, enthält:

1. Ein wissenschaftliches, hochdeutsches Vorwort über „Eddelplattdütsch“ 27 Druckseiten.
2. 60 ausgefuchte, plattdeutsche Kriegsgedichte mit Bild, 100 Druckseiten.
3. Eine spaßige, plattdeutsche Erzählung, 23 Seiten.
4. Verzeichniß der von Karl Gildemeister veröffentlichten, plattdeutschen Werke mit Rezensionen, 5 Seiten.

Das Buch „Eddelplattdütsch“, 3. Band, kostet 2 *RM* und ist von ihm gegen Einwendung dieses Geldbetrages zu haben.

Von Karl Gildemeister sind veröffentlicht:

„Plattdütsche Gedichte“	1.— <i>RM</i>
„Jochen Frank“, plattdeutsche Dichtung	1.50 „
„Fiken Volk“, plattdeutsche Dichtung	3.— „
„Ketelbeuters“, 2 Bände, plattdeutsche Gedichte, zusammen	3.— „
„Dörpschult un Senator“, plattdeutscher Roman	4.— „
„Krieg“, plattdeutsche Dichtung	3.— „
„Eddelplattdütsch“, 1. Band, plattdeutsche Gedichte	1.— „
„Eddelplattdütsch“, 2. Band, „ „	1.50 „
„Eddelplattdütsch“, 3. Band, „ „	2.— „



7425. 5. 5202

„Eddelplattdütsch?“ Wat is dat? —
 För de Hochdütschen ein Platt,
 Hochdütschortig formt un regelt,
 Dat nich döörch de Welt henschregelt
 As ein dunen Stamer mann,
 Dei terrätnes Tüg hett an,
 Görgelt tungenlahm bi 't Snaden,
 As ob Poggan klanglos quacken:
 Ne! Dat Plattdütsch sin Figur
 Kann of jüst so smuck un stur
 As dat Hochdütsch sich benehmen,
 Wenn sin Schriwers sich bequemen,
 Dat of hübsch un nett tau kleden,
 As sei dat bi 't Hochdütsch beden.

Freuher wir de hochdütsch' Sprat
 Of sonn' unbedachte Sat.
 Doch vereddelt sind ehr Tön,
 Würt un Sätz kultürlich schön.
 Jede wilde Urnatur
 Ward vereddelt döörch Kultur.

„Eddelplattdütsch“ fall bi 't Läsen
 Hochdütsch recht verständlich wäsen.

Siermit ist kurz das gesagt, was das „Eddelplattdütsch“ bedeuten und bezwecken soll. Jedoch läßt sich über den Vers:

„Jede wilde Urnatur
 Ward vereddelt döörch Kultur“

mancherlei sagen. Z. B. wild ist nicht zahm. Ein wildes Pferde-
 fohlen¹⁾ wird erst gezähmt und brauchbar als Arbeitspferd zu wirtschaft-
 lichem Nutzen oder zur Kunstreiterei durch die Anbändigung, Einübung
 oder Dressur, die soviel wie Kultur bedeuten kann.

Die Natur ist die Beschaffenheit und das Wesen eines Weltthings,
 und die Kultur ist die Verbesserung oder Veredelung desselben wie
 z. B. im Vergleich der wilden Rose zur Edelrose oder des Kannibalen, —
 eines heidnisch wilden Menschenfleischessers —, zu einem christlich edel-
 gesitteten Menschen.

Unsere Erde als Wandelstern oder Planet, auf der wir Menschen leben,
 soll in ihrer Urerschaffenheit oder im Daseinsanfang auch so ähnlich wild
 und unkultiviert gewesen sein, selbstverständlich kein Fohlen oder kein
 Menschenfresser. Sie soll zuerst eine äußerlich gefrorene oder überreifte
 Wolke gewesen sein, inwendig voll leichter Flugluft oder Gas, das sie durch

¹⁾ Ich halte Pferdefohlen anstatt =füllen für richtiger. Die hochdeutsche
 Sprache ist eine kultivierte aus der nieder- oder plattdeutschen. Es heißt in der
 plattdeutschen Sprache „Fahlen“, desgleichen „befahlen“ hochdeutsch „befohlen“.
 „Sahlen“ hochdeutsch „Sohlen“, „halen“ hochdeutsch „holen“; dagegen: Hei „füll“,
 hochdeutsch: Er „soll“; Dörsüll hochdeutsch Türsohle = Türschwelle. Man kann
 über das orthographische Verhältnis der plattdeutschen Wörter zu den hochdeutschen
 ein dickes Buch schreiben; so verschieden sind die dialektisch plattdeutschen.

den unendlichen Allweltraum oder das Universum schweben und von wilden Weltstürmen durch andere beeißte Wolken und Frostluftschichten jagen ließ, wodurch sie infolge ihrer Imprallung, Umfollgerung und Abstoßung ihrer Giskanten eine kugelartige Gestalt bekam. Ein alter Schäfer **N u l r i c h**, der bei meinem Vater im Dienste war, hat mir solches einmal erzählt, wodurch und wie die Erde entstanden ist. Ich muß aber dem Leser **v o r** meiner Racherzählung Näheres über **N u l r i c h**'s Wesen und Sprachchart mitteilen.

Als ich noch ein Knabe war,²⁾ mußte auch ich ihm manchmal sein Mittagessen in's Feld bringen, wo er die Schafe fressen ließ und mit seinem Hund mit Namen „**B l i z** un **D u n n e r**“ hütete. Ich tat es gern, weil er ein vielersahrener, guter Mensch war mit einer besonderen Lebensweisheit, der klug erzählen konnte. Er las gern Geschichtenbücher, die er sich von unserm Dorflehrer entlieh.

Ich mußte solange bei ihm bleiben, bis er und sein Hund sich gesättigt hatten, um nachher das Eßgeschirr zurück nach Hause zu nehmen.

Wenn **N u l r i c h** zu dem Hund: „**B l i z**!“ sagte, dann schnellte dieser wie ein **B l i z** zu den Schafen hin und brachte sie in Ordnung. Rief er darauf: „**D u i n e**!“, dann kam er zurück, legte sich bei ihm nieder und guckte ihn verständlich an.

Während seines Essens machte **N u l r i c h** mich auf manches in der Natur um und über uns aufmerksam und erklärte mir dessen Eigentümlichkeiten nach seiner Begutachtung, oder er erzählte mir Geschichten, die er selbst teilweise zurecht gedacht oder gedichtet hatte.

Er sprach noch das alte **Plattdeutsch**, das ein **H o c h d e u t s c h e r**, der die **plattdeutsche Sprache** nicht gut versteht, noch weniger als das jetzige **M u n d**- oder **S c h n a c k** **plattdeutsch** verstehen würde, ein lippen- und zungenfaules, z. B. nicht „**D u n n e r**“ sondern „**D u i n e**“ (**Donner**); so auch „**D u i n e**“ statt „**D u n n e r**“ (**Zunder**). **N u l r i c h** benutzte noch **Zunder**, **Feuerstahl** und **Stein** zum **Andrennen** seines **Pfeifenabafs**.

Mancher **plattdeutscher Schriftsteller** bevorzugt die ältere **Sprechart** vor einer verständlicher „**kultivierten**“ und will diese „**Kultur**“ an ihr nicht gelten lassen. Es mag berechtigt sein. Aber die neuere, verbesserte oder „**veredelte**“ **plattdeutsche Schriftsprache**, wie ich sie benannt habe, ist einem **hochdeutschen Leser** verständlicher, der das **Plattdeutsch** nur wenig kennt. Und daraufhin zeigt mein vorstehendes Gedicht, und das soll mein „**Eddelplattdütsch**“ bezwecken, **versuchsweise**.

N u l r i c h sprach viele schwache Silben garnicht aus, lautete einige Buchstaben oft nur an, (geschieht es in der jetzigen, **plattdeutschen S c h n a c k**-**sprache** doch oft ähnlich so) z. B. **lop'n** = **lopen**, in 'e **Stuw** = in de **Stuw**, **lat'n S' n lop'n** = **laten Sei em lopen**), sprach in kurzen, oft unvollständigen Einzelsätzen und meist alle **Stimm**- oder **Selbstlauter** oder **Vokale** mit langer **Betonung**, ja oft „**u**“ mit einem „**i**“-**Endlaut**, z. B. nicht „**Hund**“, sondern „**Huind**“, „**Dunner**“ = „**Duine**“ und z. B. nicht „**Ja**“, sondern „**Ja-u**“ und nicht „**Oh**“, sondern „**O-uh**“. In seinem Gespräch schreibe ich deshalb, wie er und damals die alten **Dorfplattdeutschen** sprachen, deshalb, um dem Leser einen Beweis von der **alten plattdeutschen Sprache** zu geben, wie unvollkommen und mangelhaft sie früher in ihren Ausdrücken war, trotzdem sie auch voller „**Lebensweisheiten**“ wie die jetzige war. Allerdings war die **N u l r i c h**'sche eine besondere, die als **Lesestoff** dem Leser zuerst unangenehm sein mag, aber **N u l r i c h** sprach nicht „**sub rosa**“, sondern wie er es meinte und manchmal **rücksichtslos** **derb**.

Wenn er genug **geessen** hatte, gab er einen großen **Rest** seines **Essens** seinem **Hund**, strich sich mit der flachen Hand **kreuzartig** als **Zeichen** des **Segnens** über seinen **langen, rauhen Mundbart**, in dem noch **Speisereste** waren und sagte: „**Hää! Hää! Seg'n Mahlitt! O! fäg'n Sch..!**“ (**Verdauung**).

²⁾ Ich bin jetzt 72 Jahre alt.

Ich fragte ihn, als ich dies zuerst von ihm hörte: „Du Mulrich! Wen meinst Du mit gesägente Mahlitt? Den Hund of?“

Vor jeder seiner Antwort stöhnte er stets zweimal den Fragelaut: „Hää?“ aus, also auch hier: „Hää? Hää? Uins' Weeid'n, 'n Huind sin' Mahlitt uun?“ Sch. . . of. Uins' Mahlitt is t' Een' (zu Ende). Gott säg' 'n f'! All 's hett 'n Een'. Blot 'e Wust (Wurst) twee (zwei). Äöw' (Äöwer) miin Smöf' 'n hett, Diiw' I hal, mämgal väl Een's (Enden). Zii, denn 's 'e T'bad üüm' (immer) suucht uun glääst üüm' uit (aus) in 'e Pip. Soans narri f' mi denn as 'e Ratt 'e Muus (Maus). Äöw' leiw heww 'd f' Äf'f' (Äf'f' = trotzdem). Jd' deent: Vergäw' 'n uun vergess' 'n!“

Ich fragte ihn, als er Mettwurst gegessen und ein Stück davon seinem Hund gegeben hatte: „Du, Mulrich! Du seggst immer, dat de Wurst twee Ends hett. Hüt hett sei doch vier Ends hatt. Zwei Ends heft du äten un twee de Hund of?“

„Hää? Hää? Kläuling! So klau in 'n Dääh as fix in 'e Weein! 'T weie' (war) kein ganz' Wust. Blot Stück'n. Äöw' miin Stück watt (ward = wird) nahst achte' den Busch werre (wedder = wieder) 'n Wust, 'n Hufdaluust (Verdauungsprodukt). Äöw' bannig ve'einet (verändert). Zii, denn watt f' doa' (dor = dort) Unfruit (Unfrucht), Rett'Isaure' (sauder = Kesselfutter) söe (für) grof' Farl'n (Ferkel) uun Böll. Deei watt'n denn Swiin. Soans watt 'e Wust werre' 'n Swiin. Swiin werre Wust. Nahst Hufdaluust. Nahst Rett'Isruit. Nahst Böll. Nahst werre' Swiin. Soans dreiegt (dreht) Wust, Unfruit uun Swiin sid' üüm' ruindüüm as 'e Ir'flugl (Erdvogel).“

Ich fragte ihn: „Wat wir un' Ir'flugel un un' ganze Welt tauirst?“

„Hää? Hää? Ja — u! D — uh! Dat v'teel (vertell = erzähle) 'd di mor'n (morgen). Nu gah t' Huus. D' Klääsch (Köchin) möt Ät'schirr (Eßgeschirr) awwasch'n.“

Als ich ihm zum nächsten Mittag das Essen bringen wollte, bat ich meinen Vater lachte, gab mir etwas und sagte: „Mulrich sin' Taback is immer sucht, wil hei den meisten drögen irst verprint un nahst den printen mang drögen versmökt. Sei glöwt, dat soune Utnuzung ein duirwelken, schönen Genuß is. Äöwrigens kannst du em noch ein Zigarr mitnehmen. Jd' heww em gisteren ein verspraken.“

Ich ging freudig zu Mulrich. Ebenso freudig kam mir der Hund „Bli!“ entgegen gesprungen; denn Mulrich hatte zu ihm gesagt: „Bli! Doa küümt Ät'n!“

Sogleich beim Essen fragte ich Mulrich nach dem Urfang der Erde, des Himmels und der Welt.

Er aß süßsaure Mengkost aus Backbirnen und Klößen, zeigte mir auf seinem Löffel einen Klob und sagte: „Hää? Hää? So seig e' Ir' (Erde) of uit (aus). Weie of sonn Klump, äöw' bannig grot uun kein Ät'n. Weeilt uun Him'l heww'n kein' Anfang. Sie sind von Ewigkeit her un werd'n ewig sein! In 'n Him'l wo h'n t' unfer Herre Gott, der Schöpfer aller Dinge un allens Lävens! Du weests doch, d' ganz' Weeilt is vull Luft. Hog bab'n in 'e Luft is 'e Him'l, d' Hääw'n. Deei uun' (unten) in 'e Luft is 'e Hööll (Hölle). Bab'n bi 'n Him'l is üüm' (immer) Süünschiin uun warm. Uin' bi 'e Hööll is 'e Luft üüm' düfte' as 'e Nacht uun bannig koolt. Dorüüm watt (ward = wird) in 'n Hööll üüm' inbött. Süs frei't (friert) d' Satan mit sin' Düwels doa. De Fie'qualm tüht (zieht) uit 'e Hööll döch Schöpfsteins nah 'e uin'ft Luft rin uun maft d' Luft doa swatt (swart = schwarz), of Dal uun Wuull'n (Wollen) doa. D' Wuull'n doa süünd butwatts (äußerlich) froen (gefroren) uun bin' (innerlich) vull Luft as in 'e Seipblaas. Soans läön' f' swäw'n (schweben).

²⁾ Auch „uin“ sagte er oft statt „uun“ (und), so auch uin'f, uit (aus), auch Wuit; aber immer sagte er „uin“ statt „ünner“ oder „unnen“ (unten).

Böe (vor) väl, väl' duf'n (tausend) Joo' (Jahren) harr (hatte) mal 'n Ceng'l (Engel) in'n Him'l sünnigt (gesündigt). Hei wüe' (wurde) doaföe (dafür) straft un'n 'n Geeift (ein Geist), son' Dat (Art) Speut un'n in 'e Wuull sparrt, un'n dei süll (sollte) em nah 'e Hööhl dal bring'n. Doa süll 'e (hei = er) of 'n Düw'l watt'n (warden = werden). In 'e kol' Frostluft bi 'e Hööhl rüüm (herum) freue' (fror) 'e Wuull butwatts of tau Jis. Un'n d' Geeift doain freue' of bannig. D' dul' Storm doa jeug 'e Wuull dörch d' anne'n froen Wuull'n un'n stöe (stieß) ehr tantig. Dat drööhn' 'n Geeift bannig in 'n Dööch. Hei birite' (berente) siin Süün' (Sünde) un'n beed (bat) Gott üüm Be'gäwung. Be'gäw'n deeit uinf' Herr Gott all's, wenn Geine' 't birüt (berent). Ut Barmung wüe' d' Wuull in 'e Jr' (Erde) ve'wann'lt. Woans 't 'scheih'n (geschehen) is, ve'teelt Moses uins in 'e Bib'l: Un Gott sprach: „Es werde Licht!“

Uinf' Herrgott leet 'e Wuull ut 'e swatt' un'n düste' Luft hog swäw'n in 'e ei' Luft, wo Süün'schün is, un'n wo wi nu wä'n dann. Un'n soans meent Moses mit: „Es werde Licht!“ Un'n as 'e Süün' d' Wuull dunn b'schün'n dehr, seeg (sah) 'f bannig tantig un'n sladig un'n kulig ut von all 't Nütüstör'n mang 'e annen Frostwuull'n.

D' Süün'schün mäul 'e Kant'n eest (erst, zuerst) drög. Deei (die) wei'n (waren) jo vull Qualmsack. Deei süünd nu uinf' Barg'n up 'e Jr'. Dat smöölt' (geschmolzene) Jis steuit (stöß) as Wate' (Water, a lt plattdeutsch auch Ware = Wasser) in 'e Kul'n. Deei süünd nu uinf' Dits, Sees un'n Reers. Bat 're (dor) mang liggt, süünd nu uinf' Wisch'n (Wiesen) un'n Ache'. Moses seggt: „Die war'n wüst un leer!“ Doa leet uinf' Herrgott eest Mus (Moos) un'n Gras wass'n. Dorut wüe' Kruit (wurde Kraut). Dorut Blaun'n, Büsch un'n Böm.

Un Gott sprach: „Die Erde bring' hervor lebendige Tiere!“ Deei wei'n (waren) eest Blattlüs, Wörm un'n Grashüppes up 'e Jr'. Un'n in 'e Maar (Modde) Püricks un'n Waricks (Regenwürmer). Un' in 't Wate' Flutches (Quallen), Swemmlüs, Wörmtrawt, Awditschen (Eidechsen), Säwers (Käfer) un'n Stäckings. D' Wädg'l wei'n eest lüt' Fleig'n. Ut alle lüt'n Deirts (Tiere) wüen (wurden) nahst alle gro't'n Deirts: Mäis, Haf'n, Reh, Räh, Pier, Löw'n, El'fant'n, Slang'n, Wallfisch un alle gro's'n Kreaturen!

Un Gott sprach: „Laßt uns Mensch'n mach'n!“ D' Geeift in 'e Jr' wüe (wurde) 'e eest' Minsch; d' Ceng'l as Geeift in diss' Wuulfir' (Wolferde). Hei wiee doa noch inspartt un'n noch nich „erlöset“ von siin Straf söe (für) siin Sünnig'n. Von diss'n bö's'n Ceng'l ore' (oder) Geeift stamm'n alle Minsch'n aw. „Adam“ sär (säd = sagte) uinf' Herrgott tau em. Adam heet Minsch. Adw' wenn man von 'n Minsch'n segg'n deeit: In 'e ein (dem) deeit noch d' of' Adam läw'n, denn meent man mit Adam den bö's'n Geeift.

Un Gott sprach: „Es is nich gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin mach'n!“ Deei wüe' dunn „Eva“ näumt (genannt). Mien Guind „Bliz un'n Duine“ siin Maure' (Mudder = Mutter) hett of Eva heet'n un'n wiee of bannig ewasch niglich (neugierig) un'n frigig.

Ich fragte: „Du Mulrich! Worüm hett Adam sin Fru Eva heiten un nich nah Adam „Madam“? Eva is doch ein Mätennamen un Madam ein Frunamen? „Madam“ paßt bäter tau „Adam.““ „Höö? Höö? Eva harr dunn noch goafein Alere (Kleider) an as nu alle Madamm's. Seei (Sie) wiee' noch goafein Madamm, wiee mit Adam noch nich v'frigt (verheiratet), wiee blot siin Gehülfin.“

„Du Mulrich! Worüm hest du di kein Eva frigt?“

„Höö? Höö? Dat v'teel (erzähle) 't di mal, wenn diin Dööch doatau eest ritp (reif) is. Höö? Höö? Wi süünd nu noch bi Adam. Alle Düw'ls süünd of bö's' Ceng'ls wäst, as Adam eest wäst is. Uinf' Herrgott hett 'e Hööhl för ehr as 'n Strafängnis. Sei sädöll'n doa in Finsternis un Jäh'n'klapp'n un Angst un Neue wieder ein gutes Gewissen kriegen“, seggt d' Bib'l, „dann kommen sie als gottsfürchtige, gute Seelen wieder in den

Sim'l! D' eeiß'n Minsch'n kün'n noch nich so snac'n as wi nu. Sei kün'n blot uüflud'n (auslauten):

Wuine'n (wundern) dehr 'n sid mit 'n Uütlut: „U!“ Freug'n (freuen) mit: „E!“ ore' „Ei!“ Frag'n mit: „F?“ Bidu'n (bedauern) mit: „D!“ Si ä ö h'n (stöhnen) mit: „Hö!“ Gruq'n (graugeln, fürchten) mit: „U!“ Bi't Draug'n (drohen) mit „Eu!“ Bi't Prügel'n mit: „Tu!“

As f' noch goanich snac'n kün'n, dunn mäuf'n f' sid ve'gneugt' (vergnügtes) G'sicht tau mit Lach'n, ore' böf' G'sicht mit Draug'n uun steik'n ehr Tunng (Zunge) uü uun stöe'n (stiezen) sid mit Füüft uun Häut (Häufsten und Füßen) ore' dehr'n sid ehr'n M — — — wif'n (Hintersten zeigen).

Mähling wüen (wurden) uü 'e Uütlut's Wüe' (Wörter). Uun doruü dunn d' klauf' Sprak. Uüf' plattdüütsch' Sprak is woll d' eeißt wäft. Seei's noch hannig frööplig. Seei läst (liest) sid väl lege' (schlechter) as 'e hochdüütsch'. 'E plattdüütsch' Läswoad (Lesewerk) is mängmal as polsch' Bog'nquad'n (polnische's Fröschequaten), so as in din Mär'nbauw von Haas uun Boß nun Swiinäq'l' (Stachelschwein).

Ich fragte: „Du Aulrich! Woans snaden woll de Engels in 'n Himmel un de Düwels in de Höll?“

„Hää? Hää? Ja will man eeiß 'n Priim an 'e Kuhs stäf'n.“

Er nahm die Zigarre meines Vaters, schnitt ein Stück von ihr ab und steckte es in seinen Mund. Ich rief: „Du Aulrich! De Zigarre fast du doch smölen!“

„Hää? Hää? Ja — u! Nahst in 'e Bip. Geist priim id f', uun nahst smöt id f' mang drög'n T'bad. Soans düwuwel' Smac' uun Burt'l (Vorteil). Hää? Hää? D' Geng'lsprak? Ja — u! Ol woll plattdüütsch. D' Bib'lsprak weie jo of eeiß so uun dunn hochdüütsch.“ Hää? Hää? Uun 'e Düw'lsprak is woll swiütsch. Alle Düw'ls süünd doch swiütsch' Aös.“ —

Wenn die Aulrich'schen Meinungen auch nur vermutlich oder, wissenschaftlich ausgedrückt, philosophantisch-hypothesisch sind, so kann man ihm darin rechtgeben, daß die plattdeutsche Sprache als Schri'f'sprache von manchem Schri'f'tsteller stiefartig und leichtfertig wie „polsch' Bog'nquad'n“ gebraucht wird durch das Abfürzen der Wörter und die schulregellose Orthographie und Grammatik und unvollständige Sazbildung, ähnlich so wie die Aulrich'sche Sch'n a c k Sprache. Sie wird dadurch manchem hochdeutschen Leser unverständlicher und erwirkt in ihm eine verdrießliche Abneigung zum Weiterlesen. Das meinte Aulrich mit seinem „polnische's Fröschequaten“. Würden die Silben der Wörter ganz ausgegeschrieben und der hochdeutschen Regelung ähnlich sein und die Erzählung in gute Sätze gebracht sein, so würde diese Abneigung abgemindert und eine solche Schri'f'sprache beliebter werden.

Alle Leser, die von Jugend an zwischen alten, plattdeutschen Land-leuten, also nicht St a d t leuten, gelebt haben, werden sich der a l t plattdeutschen, Aulrich'schen Sch'n a c k Sprache vielleicht noch erinnern. Die jüngeren finden sie dort schon seltener. Aulrich und auch seine Altersgenossen sprachen manche Wörter noch anders aus, die schri'f'tsprachlich gar nicht so recht wiederzugeben sind bezüglich ihrer auslautenden Urwüchsigkeit, z. B. „föe“ = för (für) und auch „vöe“ = vör = vor nicht fö - e, sondern ö und e verschmolzen mit sehr schwachem a = Auslaut. Der Altplattdeutsche sprach oft statt r ein zungenfaules, schwaches a im Endlaut, z. B. doa = dor = da oder dort, äöwe (a) oder kurz äöw' = äöwer = aber und über.

Bei allen Kultursprachen gibt es eine verbesserte M u n d s p r a c h e, eine s o l c h e Schri'f'sprache und eine verbildlichte Schö'nheits- oder Phantasi'e Sprache.

Die hochdeutsche Mundsprache wird von einem gebildeten Menschen gleich gut bedachtam wie seine Schri'f'sprache behandelt. An der Sprache erkennt man den Reifegrad der guten Geistesbildung.

Nicht die Schulbildung allein verhilft dazu, sondern auch die Selbstbildung im späteren Leben, ähnlich, wie die Gesittung der Gesinnung und des Gemüts oder des Charakters veredelter wird durch Selbsthilfe.

Die Schulbildung ist nur die Grundlage zu solchem verbesserten Aufbau und der verschönerten Ausschmückung bei der Phantasiesprache. Diese aber artet oft durch Unbedachtsamkeit aus zu einer Quassel- oder Quatschsprache.

Die plattdeutsche Mundsprache gefällt zwar in ihrer knappen, drolligen Urwürdigkeit, in ihrer Originalität, aber die plattdeutsche Schriftsprache bedarf wie alle Kultursprachen auch einer geregelten Schulbildung. Sie wird leider von manchem plattdeutschen Schriftsteller nur als drollige und dummerige Sprache behandelt, gleich einer nacktfüßigen, pudelhaarigen und ungewaschenen Gänsehütedirne, die ebenso wie ihre Gänse schnattert.

Fritz Reuter, Felix Stillsfried und ähnliche Dichter bewiesen und würdigten mit ihrer Schriftsprache die Bildungsfähigkeit der plattdeutschen gleichwertig der hochdeutschen als Sprachschwester und kleideten sie dieser ähnlich regelrecht hübsch ein, zwar nicht so phantastisch verführerisch knieturxdröckig und zotelsappelig bubilopsfhaarig, sondern feuch und fittlich gefällig, wodurch sie viele Liebhaber gewann. Ob der Reiz oder die Eifersucht der hochdeutschen Schwester eine vernichtende Bemäkelung von ihren eignen, literarischen Liebhabern wegen der gleichen und gefälligen Einkleidung nebenbuhlerisch erwirkten, oder ob mancher plattdeutscher Schriftsteller mit solchem naturfrischen, quicklebendigen Aschepüttel nur tändelt, um es nur in feuriger Berauschtigkeit abzutüßten und dann nach gehabtem, womnigen Genuß es liebslos nicht mehr zu betreuen, genug, so mancher sogar geistig hervorragender Schriftgelehrter verurteilt ihre Ausschmückung verächtlich als eine unwürdige, nicht „hoffähige“ Gesellschaftsdame in Folge seiner päpstlichen Gelehrsamkeitsunfehlbarkeit und verweist die plattdeutsche Schriftsprache als ein einfältiges, geistig verarmtes Aschepüttel im verlöchernten Alltagskleide an den aschestäubigen Feuerherd mit dem heißen, backenaufdunsenden und augentrübbenden Qualm der Kochtöpfe zurück. Solcher Päpftlichunfehlbarer meint, daß ihre Eigentümlichkeit oder ihr Idiom in Folge solcher Erhebung oder Verbesserung unnatürlich wird.

Er mag bezüglich ihrer Geringschätzung Recht haben, wenn er nur die nackte Urwürdigkeit an ihr betrachtet. Ob aber die hochdeutsche, entkleidete schöner ist? Nein, auch nur eine schöne Natürlichkeit, die mit der Ausschmückung oder Kultivierung verschöner ist! Und in ähnlicher Weise kann auch die plattdeutsche Schriftsprache verschönert werden. Aus mancher Bauernochter ist schon eine ganz bevorzugte, gebildete, städtische Hausfrau geworden, wie gleichfalls aus manchem Bauernsohn ein ganz geistreicher Wissenschaftler wurde.

Ich habe deshalb vorher die Aultrische Schnacksprache gewählt, um zu beweisen, wie unschön und lippen- und zungensaul solche unverbesserte und unbedachtsame Aschenputtelsprache ist.

Ich gebe zu meiner Rechtfertigung noch einige Beweise: Z. B. fragt ein Plattdeutscher einen Hochdeutschen, der seinen Hund haut oder prügelt: „W'rüm haust 'n?“

Der Hochdeutsche, dem dies Plattdeutsche nicht gut verständlich ist, denkt: „Haust 'n? Hausten heißt hochdeutsch doch Husten und antwortet: „Ich habe keinen Husten.““

Der Plattdeutsche lacht und sagt: „Jel heww seggt: Worüm haust du em?“

„Ja,“ erwidert der Hochdeutsche, „das kann ich verstehen: Warum haust du ihn? Weshalb sprichst du jedes Wort nicht richtig und deutlich aus?““

Desgleichen: „Lett 'e s' teih'n?“

Der Hochdeutsche fragt: „Was meinst du mit Stein?““

Der Plattdeutsche lacht und sagt: „Jel fräug: „Lett hei sei teihen?“ (hochdeutsch: Läßt er sie ziehen?)“

Desgleichen: „'T 's 'n Marid“ (Regenwurm).

Der Hochdeutsche: „Ihr sagt zum Regenwurm Marit (Marie)?““

Marid ist auch ein unbedachtsam und zungensaul ausgesprochenes Wort. Es heißt plattdeutsch eigentlich: „Madling“ oder „Madding“, hochdeutsch

Moddling oder Moddeding, ein Ding oder Wurm, der in der Modde oder der feuchten Erde lebt, deshalb Mad-ding, aus dem „Marick“ entstand. Doppel „d“ wird im Plattdeutschen oft wie „r“ ausgesprochen, z. B. wedder = wieder, Bedd = Bett; stammtwörtlich verständlicher ist jedoch die Schreibart mit „d“. Desgleichen: „Schitereich“ oder „Schitereig“. Ich fragte als Knabe den Schäfer Nulrich einmal: „Worum benäunt (nennt) man den Fischreiber „Schitereich“?“ Er sagte: „Hää? Hää? Hei schitt (scheißt) doch ün' lang reigig uit.“ „Schitereich“ mag wol!) eine Wort- oder Silbenverbreitung von „Fischreiber“ sein. Desgleichen: „Duano“ statt hochdeutsch „Guano“ als Kunstdünger und „Arepikwater“ = Aqua destillata, defilirtes Wasser in der Apotheke.

Die Benennung „Kätelbeuter“ oder „Kettelbeuter“ für Schmetterling kennt wol kein jüngerer Plattdeutscher mehr? Mein Vater meinte, daß der Name die Ausbeutung der Blumenfelse oder Blumenkessel (Kätel) bedeute; Nulrich dagegen, daß der Schmetterling die Blume zuerst kisset (kettelt) und dann ausbeutet (plattdeutsch „utbüet—et“). Deshalb heißt er auch „Kettelbüter“. Wer in meiner Jungszeit „Schmetterling“ sagte, der wurde belacht mit den Worten: „Du büst woll ut de Stadt!“

So gibt es in der Plattdeutschen Mundsprache viele unbedachtsame, verkürzte und verdrehte und dadurch unverständliche Wörter und Sätze, z. B. was bedeutet: „Lil'ft makst 'Summs?“ Aber sie sind nicht nur in der mecklenburgischen Mundart, sondern auch in anderen Volksdialekten, z. B. in der bayerischen: „I' hab' ab' a' 'was z' saga“ = „Ich habe aber auch etwas zu sagen“. Das ist auch Zungensaulheit und lautet auch schwer verständlich wie ein „Froschgequak“. So auch in der westfälischen: „Dän“ = Dirne, „seß d“ = sagst du, „ssi' wi“ = sind wir, „laß“ = kannst; aber auch in der hollsteinischen und hamburgischen trotz ihrer manchmal schon hochdeutschwörtlichen Verpaarung.

Wenn diese altväterlich (patriarchalisch) angeborenen oder „wildrosig“ wachsenden (vegetierenden) Zungensaulheiten in der dialektischen Mundsprache erlaubt sein mögen, so doch nicht in der erzählenden oder profaischen Schriftsprache, mit Ausnahme der darin enthaltenen, drolligen Zwiegespräche (Dialoge).

Die plattdeutsche Schriftsprache sollte so richtig behandelt werden wie die hochdeutsche: Alle Silben und Wörter richtig und ganz ausgeschrieben, also nicht abgekürzt oder apostrophiert wie ein Hund, dem der Schwanz und die Ohren abgeschnitten sind, insofgedessen er einem drolligen Affen ähnlicher wird oder dem summeligen Knieleid und weiblich unnatürlichen „Bubikopf“, der nächstmodisch ein kurzgeschorener Zuchthäuslerkopf werden kann. Also nicht „n Hund“, sondern den oder einen Hund, nicht „stah'n“, sondern „stah'en“, nicht „ded'e“, sondern „ded'hei“ (tat er).

Auch die Abwandlung (Konjugation) der Zeitwörter (Verba) in der Mehrzahl (Plural) muß richtig geregelt sein, z. B. wi stah'en und nicht wi stah't; nicht j't stah'en, sondern j't stah't; nicht sei stah't, sondern sei stah'en. Die altplattdeutsche Mundsprache konjugierte sehr wenig (zungensaul!), sondern sagte nur „wi stah't, j't stah't, sei stah't“; so auch alle Zeitwörter mit dem Endlaut „t“ (Plural).

Auch eine vollständige Satzbildung (möglichst zuerst Subjekt und dann Objekt), eine gute Satzverbindung und gute, sparsame Sätzeinbiegung (keine handwurmartigen oder verwickelten (labrynthischen) verbessern die Schriftsprache.

Auch verschönernde Wörter und Vergleichsausdrücke, wie die hochdeutsche sie hat, können gebraucht werden. Sie müssen aber plattdeutsch echt oder ähnlich und verständlich bleiben.

Alle Fremdwörter muß die plattdeutsche soviel wie möglich vermeiden, weil sie sonst der neuesten Damenmode ähneln und spaßhaft und komikerartig wird.

1) wol = vielleicht; dagegen „wohl“ = gut.

Durch solche Behandlung wird die plattdeutsche Schriftsprache verbessert und „beredelt“ wie die wilde Rose zur Edelrose und dem hochdeutschen Leser verständlicher und beliebter. Sie wird mehr Leser gewinnen, und die Klage über die mißfällige Unverständlichkeit wird geringer werden.

Mancher plattdeutscher Schriftsteller hat in unbedachtsamer Weise in seinen Schriftwerken hieraufbezüglich gesündigt, will seine Unbedachtsamkeit nicht anerkennen und ist deshalb ein Gegner zu solcher Verbesserung. Mir ist es auch so ergangen. Ich will deswegen kein Richter sein, damit auch ich nicht gerichtet werde, sondern nur ein „Versuchender“, ein Verhüter der bedenklichen Schwindsucht der plattdeutschen Sprache.

Es ist zu verzeihen, wenn man die Schriftsprache nicht von der Mundsprache trennen will und beide nicht gelten lassen will als zwei verschiedenartige Sprachen. Sie sind aber doch verschieden. Die gemeine Mundsprache ist wie das Klavieren auf dem Klavier, dagegen die gute Schriftsprache wie eine anheimelnde Melodie.

Die mecklenburgische Mundsprache hat für sich schon vielfache Verschiedenheiten auf dem Lande in verschiedenen Ortschaften; je weiter von einer Stadt entfernt, je andersartiger, ja zungenfauler ist sie. Z. B. sagt man in Wendorf „meiht“ = hochdeutsch „mäht“, auf der Insel Boel „maiht“ und ganz entfernt im Binnenlande „meeiht“; so verschieden auch „leim“, „leim“, „leum“ oder „löim“ = hochdeutsch „lam“. Fris Reuter sagte pommerisch oder noch ganz alt mecklenburgisch „lamm“, auch „was“ statt wir = war. Ulrich sagte schon „weie-r“, sprach aber das „r“ zungenfaul nicht aus.

Mancher plattdeutscher Schriftsteller, der in der Stadt geboren und erzogen oder ein Sohn eines Gelehrten ist, in dessen Familie hauptsächlich hochdeutsch gesprochen wurde, benutzt zu seinem Schrifttum die unvollkommene, gemeine „Fochen“- und „Filen“-Mundsprache, glaubt dadurch, eine kenntnisreiche Meisterschaft zu beweisen und wühlt, bildlich gesagt, oft darin wie das Schwein im Dreck. Dadurch erleidet sie nur eine verächtliche (triviale) Erniedrigung, und wird sie nicht verherrlicht.

Eine plattdeutsche Schriftsprache soll ebenso gut geregelt und „studiert“ sein wie die hochdeutsche. Sie soll nicht dummwichtig und tölpelhaft durch Dreck und Steinschutt watschen und stolpern, sondern anständig auf ebenem Fußsteig einhergehen, auch einen schwungvollen, deutschen Walzer tanzen und keine ekelerregende Neger- oder Jazzschieberei, wie jetzt die knieturzkleiderischen Mädchen sich schamlos darin entwürdigen.

Es heißt zwar: Dem Reinen ist alles rein! Aber die Reinheit hat sittlich auch ihre Grenzen für gute, deutsche Mädchen. Und ein solches Mädchen ist unsere plattdeutsche Schriftsprache auch, ohne proßige Gemeinheiten und Boten!

Sie darf aber andererseits nicht ausarten zu einer unverständlicheren Bild- oder Phantasiesprache, an der die hochdeutsche schon manchmal krankt, — zum Quatsch: Zum Quatsch in den Geschäftsbriefen, in den gerichtlichen, schriftlichen Berichten (Protokollen), Zeitungsanfündigungen und -Berichten und besonders in den Romanschilderingen, die zwar bildhübsch sind und den Lesestoff bunter und blendend oder kaleidoskopisch auffärben, aber den Begriff unnötig anstrengen und oft sinnlos sind. Sie sind aber im Roman oftmals nötig, um seinem Lesestoff geistig einen geschmackvolleren, blendenden und verblüffenden Gedankenreiz zu verleihen (Quatsch?). Zum Beispiel:

— — — Theodor und Erika hatten die herzscherzen-gebärende¹⁾ Zeit allein in seiner qualschwangeren²⁾ Junggesellenstube mit gegenseitigen Vorwürfen³⁾ vertrieben.⁴⁾ Schweigen trat⁵⁾ ein. Langsam flog⁶⁾ die allmähliche (?) Dämmerung mit leisen Fittichen⁷⁾ hinterher und knüpfte⁸⁾ ihre gleichen, sehnsüchtigen⁹⁾

1) Ohne Hebamme? 2) Erkennbar? 3) Mit Knobelwürfeln oder Knüppel- oder Steinwürfen? 4) Mit Stöcken oder Fäusten? 5) Mit Füßen oder auf Stelzen? 6) Wie ein Vogel? 7) Ersichtlich? 8) Mit Fingern? 9) Ersichtlich?

Gedanken an ihre verzweifelte¹⁰⁾ Gegenwart und früher liebevoll be-
traufte¹¹⁾ Vergangenheit.

Diese Gedankenbrücke fing an zu schwanken.¹²⁾

Erika ließ ihre Augen¹³⁾ taumelnd zu Boden sinken,¹⁴⁾ während ihr
lauschende¹⁵⁾ Herz sich sehni¹⁶⁾g zu ihm hinneigte¹⁷⁾ und bang
empor lauerte.¹⁸⁾

Theodor schenkte¹⁹⁾ ihr seinen versöhnenden Liebestaut. Vorbe-
reitete und bewaffnete²⁰⁾ Gedanken durchflogen²¹⁾ seinen Kopf.

Erika schlug²²⁾ ihre tränengebäderten Blicke²³⁾ zu ihm hoch,
zu seiner, jedes Mädchenherz bezaub²⁴⁾ernden,²⁵⁾ äußerlich wunderschönen
Gestalt in vornehmer Pose und innerlich felsenfester Beherrschung gleich
einer trojanischen, kriegsheldischen Achillesverförperung, die sie mit ängst-
lichen Atemzügen vergötterte,²⁶⁾ wobei ihre schmachtenden Blicke sich
tief in seine unverzeihlichen, zornsprühenden, stahlharten²⁷⁾
Energieaugen bohrten²⁷⁾ und ihr die liebezgrämlichen Worte ent-
schlüpften: „Mein heißgeliebter Theo! Lieber Theo!“

Brütendes Schweigen umflammerte noch immer Theodor und
legte sich auch auf die wachsende Dämmerung der nach kaltem Norden hin
vorgeschobenen, trübsalgeweihten Zunggefellenstube, die durch diese
trübselige Dämmerung und nördliche Vorschlebung auch ein betrübtes
Aussehen und ein darin unheimliches Verweilen bekam in bezug auf
ihre sonnenarme Lage ihrer südlich gelegenen, abendröthlichen Stuben-
schweifer gegenüber, als deren Bevorzugung zu solcher stiefschwester-
lichen Behandlung. Aber am betrübtesten von den hier herrschenden Trüb-
salen war Erikas Anli²⁸⁾.

Dieses Theodorsche Schweigen brütete verzweifelt schwer
auf Erikas Denken und Fühlen, ja auf ihren herzermürbenden Ge-
danken wie eine unermüdbliche Henne auf ihrer zahlreichen Eier-
schwangerschaft. Und dieses brütende Schweigen erzeugte in
Erikas Herz ein banges Gefühl, schwebend zwischen tagender Hoff-
nung und nächtlicher Furcht oder düsterer Zukunft in bildlicher Gestalt
einer morschen Brücke, die aber jählings zertrümmert wurde, als
Theodor zornentbrannt ausrief: „Hebe dich weg von mir mit deiner
vermotteten Untreue, und fliege deinem verschrobenen Ver-
führer wieder kopflos in die Arme! Dort ist jetzt dein Liebesast!“

Sie fiel auf ihre kurzkleiderigen Knie, deren blendende Blöße sich
vordrängte und Theodor wimperzuckend in die Augen stach, aber der er
mit geharnischter Abscheu nur einen vernichtenden Blick zu-
warf und ihn dann achselzuckend in der Stubendämmerung höh-
nisch räuspertig verschwinden ließ mit befehlerischem Ton: „Spere
keine Versuchung! Deine Komödie! Sie ist voll List! Voll Lug und Trug!
Voll Leichdörner! Sie hinkt!“

Erika schob mit abwehrenden Handflächen seine Scheltworte ihm
zurück und faltete dann flehentlich ihre flatternden Finger zu ihm
empor wie zu einem qualüberfüllten Gebet, wobei über ihre
durch Angst und Qual peinlich gezeichneten Wangen trostlose Tränen
riesen wie betrübte Heizermännchen über ein waidwund geschossenes
Glück, das mit erlahmenden Flügelu und angstausschöpfenden Augen
dem unerbittlichen Todesklampfe entgegenstarre, und das in diesem,
gleich einem Bilde eines tiefen, schauerlichen Abgrundes der ewigen Ver-
nichtung, jämmerlich unrettbar in nichts verwandelt werden soll, oder

¹⁰⁾ Ersichtlich? ¹¹⁾ Besessene? ¹²⁾ Welcher Handwerker hatte sie gebaut?

¹³⁾ Ersichtlich? ¹⁴⁾ Unbeschädigt? ¹⁵⁾ Hatte das Herz Ohren zum Lauschen?

¹⁶⁾ ¹⁷⁾ und ¹⁸⁾ Ersichtlich? ¹⁹⁾ Im Paket oder nicht verpackt? ²⁰⁾ Kriegsbereite

Schuwaffen? ²¹⁾ Wie Vögel? ²²⁾ Mit der Faust? ²³⁾ Waren die Tränen

gebabet oder die Blicke im Badezimmer oder wo? ²⁴⁾ War Theodor ein Zauber-

künstler? ²⁵⁾ Wie war diese Vergötterung gestaltet? ²⁶⁾ Ersichtlich? ²⁷⁾ Wie Bohrer?

Alle weit gedruckten Wörter in dieser Romanerzählung sind gleichfalls fraglich und
quatschig.

gleich einer Vision betreffs eines gierigen, hungergequälten Raubtieres, das mit zähnefleischendem, zungebegeistertem, feurig anatemenden Rachen alles warmblütige Leben kaltstöhnend zerfleischt und verschlingt. In ähnlicher, tragischer und nerven anpeitschender Verzweiflung, die ihr Blut wie reißende Sturzbachwogen in ihr Herz aus ihrem gemarterten Hirn dermaßen zurückdrängte, daß die Pulsschläge darin trommelwirbelig pochten, aber auch wieder durch stauende Angststrimmer ihre Tätigkeit zum nichtstuhenden Streifen brachten, stieß Erika nochmals kläglich die Worte einer verschwindenden Hoffnungsvergebung aus sich heraus: „Mein geliebter Theo! Mein The!“ Dabei ließ sie ihre zu ihm aufgeschlagenen, abgehärmten Blicke zu Boden sinken und knickte darüber zusammen wie ein federlahmes Taschenmesser.

Theodor rief mit zornigem Fußtritt: „Verstelle dich nicht, du personifizierte Ohnmachtseuchlerin! Verschwinde und verwandele dich hier schleunigst in nichts und sammere nicht immer: „Mein The! Ich bin für dich kein Tee! Auch keine Schokolade! Kein Likör! Kein Kaffee! Kein Honig! Sondern jetzt nur ätzender, sehr bitterer Senf, den ich dir jetzt statt Sirup auf das Brot schmiere mit meinem gutmeinenden Rat und Schlußpruch: Erika! Erika! Gehe nach Amerika mit deinem abgelutschten Kuhheld! Nach Amerika, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten! Dort mag es möglich sein, daß du wieder einen vernünftigen Verstand ergatterst! Erika! Erika! Ja, nach Amerika! Das reimt sich zu deiner verliebten Verdrehrika, wie du eine solche bist! Sonst verdurste als Liebesleiverführerin aus Europa nach Borneo! Dort mache Geschäfte mit Bornierten! Denn auch du bist verrückt, mein Kind!“

Diese zornsprühenden und hochgepfefferten, erschreckenden Worte rissen in Eritas blutübervollem Angsterzen den Staudamm jählings nieder. Das Blut konnte insolgedessen frei zurückströmen im Kreislauf zum bisherigen blutarmen Hirn und dort wieder den verschmachten Verstand gleich einem Phönix aus seiner Asche hervorzaubern. Dieser hervorgezauberte Phönix war Erika selbst: Sie schnellte wie eine zusammengedrückte und dann losgelassene Spiralfeder hoch, streckte ihren rechten Arm mit der geballten Faust und dem dolchartigen Zeigefinger energisch nach Theodor aus und rief wutentbraunt: „Du sagst: Auf Amerika reimt sich Erika! Ich sage dir: Auf Borneo reimt sich Theo! Und auch: O weh! Oh! Ja, o weh! Oh! O weh! Oh!“ Zuriemwärtig schlug sie mit trallenden Fäusten und krazenden Fingern auf ihn los und verschwand eiligst. Theodor war dermaßen verblüfft, daß er nur dadurch wieder zur Besinnung kam, indem er brennende Schmerzen auf seinen beiden Backen und seiner blutenden Nase fühlte. Aber die Schmerzen wurden von seiner tröstlichen Beruhigung ausgehen bezüglich Erika: Fort ist sie! Hoffentlich kommt sie nicht wieder! —

Hierzu noch ein Beispiel von einer auch gebildet sein wollenden Schnacksprache:

Ein Mädchen, das sonst nur plattdeutsch sprach und in der Dorfschule das Hochdeutsch sehr beschränkt gelernt hatte, und das acht Tage bei seinen Verwandten in Berlin zum Besuch gewesen war, half meinem Kuhhirten beim Melken der Kühe, die auf dem Aleeader getüdert waren (mit langen Ketten an Eisenbolzen besetzt).

Der Kuhbolle, (nicht Bulle z. B. Rolle = plattdeutsch Rull, Scholle (Fisch) = Schull, toll = dull, voll = vull; also ist Bolle richtig hochdeutsch wie Wolle = plattdeutsch Wull), hatte den Kuhhirten oder sogenannten „Schweizer“ beim Weiterläudern gestochen, als vorher sein Hund plötzlich gebellt hatte, wodurch der Bolle erschrocken war.

Das Mädchen, das in Berlin nur hochdeutsch gesprochen, also dort das „Hochschnackzen“ gelernt hatte, sagte zum „Schweizer“, der ein Hochdeutscher war: „Ich hab' gesehn, daß der Bull Ihnen bei 's Biszauzeu-

bern (Weitertündern) vor die Mag (Magen) gestoßen hat. Er hat sich verfehrt, als der Hund gekläft hat. Sie haben woll Weihtag (Schmerzen) in die Mag gekriggt. Verpuften Sie sich man erst bißchen (bißchen). Ich will die Küß schon für Ihnen bißzauzeuern.“

Das Wort „Ihnen“ statt „Sei“ wird oft in der plattdeutschen Sprache gebraucht, wenn der Sprecher damit seine hochdeutsche Bildung kund tun will, desgleichen das Wort „schon“ statt plattdeutsch „all“, z. B.: „Ja seig (sah) Ihnen schon“ statt: „Ja seig Sei all.“

Die Bild- und Phantasia- oder die ausgetartete Quatschsprache ist eine oft unverständliche und mühsam begreifliche in der hochdeutschen und wird erfreulicherweise in der plattdeutschen wenig gebraucht. Z. B. sagt der Lehrer zum Schüler beim Lesen nach einer Pause (Ruhezeit): „Fahre jetzt mit dem Lesen fort!“ — Fortfahren? Man fährt doch mit einem Fuhrwerk fort! Was würde ein plattdeutscher Schüler sich dabei denken, wenn der Lehrer zu ihm plattdeutsch sagen würde: „Fähr du nu mit dat Lesen fort!“ Wichtig würde er verstehen: „Läs nu wider!“

Desgleichen: „Wohlfahrtsamt.“ — Auf einem Amt steht selten ein Fuhrwerk bereit zu einer wohligen Fahrt. Besser wäre: „Wohltätigkeitsamt.“ Desgleichen: „Handelsammer“, „Ammermuß“, „Hofschmied“ u. a.

Desgleichen: „Wirf ein Auge auf die Schularbeiten deines Bruders, damit sie gut werden!“ — Hätte er zwei Brüder, und er sollte auf jede ihrer Schularbeiten ein Auge werfen, dann könnte er nachher nicht mehr sehen, weil er seine zwei Augen weggeworfen hätte.

Desgleichen: „Lege mehr Gewicht auf dein Ehrgefühl.“ Das Ehrgefühl ist keine Schale an einer Geschäftswage.

Desgleichen in der Zeitungsanzeige: „Ich verkaufe laufend (allzeitlich) Karioffeln (oder Waren).“ — Dieser andauer laufende Verkäufer muß einmal lungenkrank werden.

Desgleichen: „Ausgeschlossen“ statt Verneinen oder kurz: „Nein, niemals!“

Desgleichen: „Vorbeigeschossen“ statt „sich geirrt haben.“

Desgleichen: „Schließlich“ statt „endlich“, „durchschnittlich“ statt „mittlich“, in der Mitte. Schließlich? Mit dem Schlüssel oder die Tür schließen? Durchschnittlich? Mit dem Messer schneiden?

Desgleichen: Ein „blinder Passagier“, ein Mitreisender, der seine Reife nicht bezahlt hat, aber nicht blind ist, wie der Amerikaner Terhune mit dem Luftschiff Zeppelin es auch nicht war.

Desgleichen alle Verkürzungen wie „Hapag“, „Cipo“, „Schupo“ und noch viele andere. Dagegen ist „Popo“ (Pödex, wol blendend, aber nicht bildschön), verständlicher, auch „Papa“ und „Mama“.

Desgleichen in Erzählungen, wie mein vorheriges Beispiel es schon ähnlich bewiesen hat: „Er schlug den Weg nach der Stadt ein.“ Man schlägt einen Nagel ein, aber keinen Weg. — „Sein Auge fiel auf das weiße Rennpferd, so sich daran fest und blieb daran hängen.“ Das Pferd wird also mit seinem Auge fortgelaufen sein. — „Er kam auf den Hund“ statt „er wurde arm.“

Alle diese bildlichen Ausdrücke verschönern zwar eine Gedankenführung, aber solche schriftstellerischen, phantastischen Erläuterungen oder Darstellungen verbessern oder „veredeln“ die Schriftsprache nicht, sondern erzeugen eine blendende Unklarheit und verblüffende Verworrenheit im Begriffsvermögen.“ (Quatsch?) Hierzu gehören auch die Jägersprache, Seemannsprache, Börsenhandelsprache, Studentensprache und Gelehrtensprache. Diese füttert den Leser oft mit einer schriftstellerischen Gedankenlosigkeit, die schwer zu verdauen ist. (Quatsch?) Man entschuldigt solche fahrlässige Aufmachung als besondere geistreiche, hochgradig gelehrte Eigentümlichkeit eines zerstreuten Professors, (fahrlässig, Aufmachung und zerstreut: Quatsch?), aber wäre sie so einfach und verständlich wie die Kanzelrede (?) eines Kirchenpredigers, so brauchte

man solche schriftliche Darbietung nicht zweimal zu lesen, um sie richtig zu verstehen. Auch die Gerichtsprotokoll- und Juristensprache beslektigt sich oft solcher Unverständlichkeit; die letzte manchmal absichtlich.

Deutsche und fremdsprachliche Silbenpaarungen erzeugen auch keine reinblütigen Nachkömmlinge als Wörter und veredeln sie nicht, z. B. kutschieren, mangelieren, hanieren. Reindeutsch dagegen ist „schmieren“, „verlieren“ u. a. (u. a. = „und andere“ ist auch rätselhaft wie z. B. = zum Beispiel, m. G. = meines Erachtens, u. s. w. = und so weiter).

Hierbei mag die Frage berechtigt sein: Weshalb werden solche Wörter und alle eingedeutschten, fremdsprachlichen Zeitwörter in ihren Endsilben mit „i—e“ geschrieben, z. B. gratulieren, interessieren, auch Krieg, Sieg, Friede und ähnliche und nicht ohne „e“? Das alleinige „i“ würde genügen. Kri-eg, Si-eg, vi-el und ähnliche sind zweifelsig.

„E“ soll ein Dehnungszeichen sein? Nein, eine wertlose Buchstabenverschwendung zu „i“. Ein Dehnungszeichen ist der Mitlauter oder Konsonant „h“, z. B. in „ihn“. Weshalb sonst auch nicht statt „ihn“ = „ien“? „ie“, richtig ausgesprochen, lautet doch wie in der Endsilbe von „Linie“ = „i—e“. Richtig ausgesprochen müßte hiernach „Krieg“, und ähnliche „Kri—eg“ lauten, wie in der Mehrzahl (Plural) von der Linie = Linien. Dagegen spricht man in Melodie „ie“ wie „i“ aus, aber man schreibt „melodisch“ und nicht melodisch? Es scheint, daß die hochdeutsche Sprache auch launig sein kann, z. B. spricht sie im „ABC“ (Alphabet) das „E“ wie „Zeh“ aus, schreibt aber für „R“ oft „E“ wie in „Carl“, ausgesprochen „Karl“, so auch „Ch“ ähnlich dem „D“-Auslaut, und auch „d“ ausgesprochen wie doppeltes „t“, desgleichen launig: „Die Erlaubnis“, aber „das Erlebnis“, trotzdem die Silbe „nis“ hinter einem Verbum steht. Die Laune entschuldigt sich aber damit: Keine Regeln ohne Ausnahmen!

Soll aber der Selbstlauter (Vokal) „i“ hart, volltönig und lang lauten, so wäre seine Verdoppelung dazu geeignet wie bei anderen Selbstlautern z. B. in Saal, See, Boot. Es ist zwar nicht nötig, weil jeder Selbstlauter so volltönig ist, daß man ihn verstehen kann, besonders in der pfadtdeutschen Sprache. Soll er jedoch schwachtönig lauten, so wäre eine Verdoppelung seines folgenden Mitlauters natürlicher, z. B. in Mann, Henne, Sinn. Weshalb schreibt man „man“, „jemand“, „manchmal“, „manches“ nicht mit Doppel-, „n“? (Launig?)

Würde „e“ ein Dehnungszeichen sein, so müßte man doch auch „Saal“ = „Sa—el“ wie in „Seele“ mit „e“ schreiben und wie auch in „Schnee“ und „Chaussee“, verdeutsch aber schon in „Schoffeh“, in dem das „h“ als Dehnungszeichen gebraucht wird.

Die meisten Selbstlauter, mit „e“ hinter sich geschrieben, werden umlautig, z. B. ae = ä, oe = ö, ue = ü. Danach müßte „ie“ wie „h“ lauten und nicht „ii“. „D=e“ ist keine orthographische Verbesserung oder „Veredelung“ einer solchen starken „i“-Auslautung, sondern der Buchstabe „e“ hierbei ist ein „Aufsetzer“, das dem Schreiber zum lästigen Ausbrüten gegeben wird. (Bildlicher Quatsch?): Di—e vi—ele Tinte, di—e hi—erbei verschmi—ert oder verschri—eben wird, li—eß sich sparsam profiti—eren zur Staatsfinanzenregulierung bezi—ehentlich der verschri—edenen, si—eben Steuerabbi—emungen! (13 „e“!)

Zwar würde das Auge des Lesers sich zuerst schwer und mißbilligend an diese fragliche, orthographische Kultivierung gewöhnen, aber wir Deutschen würden dann das Geschriebene ohne „e“ auch so richtig aussprechen wie mit „e“ und nicht den Franzosen und Engländern nachahmen, die manches anders meinen und schreiben, als sie denken und sprechen, z. B. geschrieben: Bureau, doch ausgesprochen: Büro. How do you do? geschrieben, doch ausgesprochen: Hau du ju du, verdeutsch: Wie befinden Sie sich?

Ich habe diese Aussprache mit deutschen Buchstaben geschrieben und nicht mit lateinischen, weil wir Deutschen eine besonders schöne

Handschrift haben, auf die wir stolz sein müssen wie auf unser edles Deutschtum. Die deutschen Buchstaben sind eingerichtet wie die aufrechten, standfesten, straffen, deutschen Paradesoldaten und marschieren mit strammem Schritt und kräftigem Tritt; dagegen die lateinischen Buchstaben: Karuffell-Schaukelpferde und Rollschuhläufer ohne Stehfestigkeit! Wer seiner deutschen Handschrift nicht treu ist, dessen Treue zum Deutschtum ist auch schaukelig und nicht siehfest. An der Handschrift erkennt man den Charakter des Schreibers. Ein knorriger, arbeitstüchtiger Bauer ist besser als ein „lateinischer“! Es gibt unzählige Vereine in Deutschland; ein „deutscher Handschrift-Verein“ ist deutschnötig.

Ich will aber mit „i=e“ kein Verbesserer der hochdeutschen Schriftsprache sein, sondern nur eine Anregung zur plattdeutschen geben bezüglich meines „Eddelplattdütsch“. So z. B. schreibe ich die meisten „i“-lautenden plattdeutschen Wörter ohne „e“. Tit, Flit, wid, min, frigen u. a., auch nicht den plattdeutschen, eigentümlichen Umlaut „ä“ mit „e“ = „ae“, sondern wie „ä“ mit „ö“ zusammen als Ei n klang, gleich „äö“ diphthongartig lautend. „Ae“ wäre hierbei dem „ie“ ähnlich und „e“ könnte zu „ä“ auch als ein Dehnungszeichen gelten und müßte dann wie „ää“ ausgesprochen werden, z. B. äewer = ääwer. In „äö“ klingt aber der Buchstabe „ö“ schwach heraus, wie in verschiedenen hochdeutschen, stammgleichen Wörtern stark mit „ö“, z. B. „dröhnen, stöhnen, Söhne, Böden“ u. a. Plattdeutsch mit „ä“ und „ö“ zusammen lauten gleich „dräähnen, stäähnen, Säähns, Bääns“. Also ist nach meiner Meinung „äö“ richtiger. Habe ich „vorbeigeschossen“ oder mich geirrt, so mag hierbei Fritz Reuters Trost gelten: Wer dat nich mag, bei mag dat woll nich mäögen! (m ö gen, auch hierin ist der Umlaut „ö“). Er schreibt allerdings „äe“, das gar keinen „ö“-Zulaut hat.

Ich werde in den nachfolgenden Kriegsgegedichten die hochdeutsche Schreibart mit „ie“ in den Wörtern „Krieg“, „Sieg“ und „Feind“ (Feind) in diesem „Eddelplattdütsch“ III gebrauchen. Das alleinige „i“ in diesen Wörtern würde vielleicht beim Lesen eine unangenehme Störung des Auges¹⁾ und Ablenkung zum orthographischen Vergleichen und Nachdenken verursachen in diesen Kriegsgegedichten, die teilweise doch ein wehlicheres Andächtigen und ein innigeres Mitfühlen im Leser erwecken sollen als die prosaisch berichtenden oder erzählenden Schriften. Gedichte sollen „Edelrosen mit himmlischem Duft“ im Garten des Schrifttums sein! Die meinigen wohl nicht, aber ihre Form und Farbe als Silbenmaß und Reim werden hoffentlich „rosig“ gut sein.

Ich schreibe sonst alle Auslauter (Vokale) in der plattdeutschen Sprache, wie sie mecklenburgisch ausgesprochen werden, z. B. Fräden statt Frieden (Frieden), so auch Läwen, Sägen, wäsen, genäsen u. a.

Hochdeutsche Wörter mit „b“ zwischen zwei Auslautern oder als Endbuchstaben werden mecklenburgisch meist mit oder wie „w“ ausgesprochen, z. B. Leben = Läwen, geben = gäwen, haben = hewwen, Lob = Loww, Laub = Low. Ausnahme hierbei sind: Abend, Geburt, lebendig, ebenso, oberst, (oberst). Man sagt nicht: „Gib em dat“, sondern: „Giw em dat“, oder: „Jel heb b nicks“, sondern: „Jel hew w nicks“, oder: „Läb woll“, sondern: „Läw woll, glücklich, beleiw t“. Wer mit „b“ schreibt, der müßte „beleiw t“ (beliebt) auch mit „b“ schreiben, z. B.: Sei is ein beleibten (!) Wüsch.

Anstatt beleiw t wird oft bileiw t gesagt, auch bei anderen Wörtern mit „be“, z. B. „Sei bidant, bident sich, Bigriff, Biehl“. Ich möchte „bi“ als eine entlegene Unbedachtsamkeit entschuldigen. Das eigentliche Wort „bi“ heißt hochdeutsch „bei“, auf dem in einem mehrsilbigen Wort der Hauptton liegt. In der Konjugation wird es getrennt ausgesprochen, z. B. bistehen = beistehen, helfen: „Stah du mi bi“; dagegen: „Blüw dor beistehen“, nicht bistehen; „bestah du din Examen mit Low w“ (Lob), nicht bistah du, auch nicht statt mit Low w „lawend = lobend“.

¹⁾ Augen und Ohren sind die Eingangstüren zum Verstand und Herzen.

Die plattdeutsche Sprache hat kein Partizippräsentis wie „lobend, fliegend, laufend“, also nicht den Infinitiv mit Schluß-„d“ und auch kein gleiches Adjektiv. Als Adjektiv wird das benutzte Wort auch mit der Infinitivform gebraucht, z. B.: Hei hett de fliegende oder lopen Gicht = Er hat die fliegende oder laufende Gicht (Rheuma), die bald hier, bald dort im Körper reißt und schmerzt. Plattdeutsch schriftsprachlich richtiger ist: Hei hett de fleigene Gicht, wie ähnlich der Seemann vom „Nchter“ (= (Hinter-) Segelwind sagt: Nahstah'ne n Wind = nachstehender Wind, der von hinterer Steuerseite in das Segel kommt.

Die meisten Adjektive werden in der plattdeutschen Sprache gekürzt (apostrophiert) ausgesprochen, z. B. ein gaud' Bird, 'ne gaud' Fru. Ich schreibe, mit Ausnahme in etwaigen Versmaß (Rhythmus) im Gedicht, ein gaudes Bird, ein gaude Fru, nicht 'ne gaude Fru.

Im Nominativ hinter einem unbestimmten Artikel endet das Eigenschaftswort (Adjektiv) vor einem männlichen Geschlechtswort stets mit „n“ und nicht mit „r“, z. B. ein beleivten Minsch und nicht ein beleivter Minsch; so auch ein gauden Jung; aber auch min leivten Jung und nicht min, din, sin, ehr leivter Jung.

Das weibliche „ein“ verwandele ich in der Schriftsprache nicht in 'ne, z. B. ein Fru und nicht 'ne Fru, so auch nicht „äw're“, sondern äwver de oder dei; nicht seggt 'e, sondern seggt hei; seggt f' = seggt sei ist verständlicher.

Auch das „s“ im Genitiv als Verbindungszeichen zwischen zwei Hauptwörtern als Deklinationsform hat die plattdeutsche Sprache selten, manchmal dafür „sch“ wie: Sünndagschtüg, Alldagschoft, Smädschmarit¹⁾ also nicht wie in der hochdeutschen: Glückspiel, Liebesgeschenk, Kriegsgedichte, sondern: Glückspill, Leiwgeschenk, Krieggedichte und garnicht: Des Man nes Hund, sondern: Den Mann sin Hund. Jedoch sagt man: Abends, morgens, vergäwens, nardens (nirgendes), lawenswirt (lobenswert), Wirtshus, aber Gasthaus, das, richtig hochdeutsch dekliniert, Gast ehaus heißen müßte; auch Landslüd, aber Landlüd; und auch 'sabends, 'smorgens, fogar 'snachts.

Sollte es wol richtiger sein, wenn der Endbuchstabe „t“ in einem Wort, z. B. in Tit (Zeit), Mut (Mut), gant gebraucht würde, weil er scharf ausgesprochen wird, und nicht „d“: Tid, Maid (jedoch in Maid = Mode schwach), gaud u. a.? Allerdings werden „Tiden“, „gauden“ mit „d“ ausgesprochen wie Jagd, Dod, Leid (Lied), Leed (Leid, Nummer).

Das Wort „oder“ schreibe ich auch mit „d“, sowie die Wörter: Ledder (Leder und Leiter), wedder (wieder), Spledder (Splitter) und nicht mit „r“ oder „rr“, weil die Aussprache sich dem „d“ nähert und verständlicher ist; auch nicht: Warer statt Water (Wasser), Warer statt Vader oder Vadder (Vater), Vadding, Mudding u. a.

Das hochdeutsche „Sch“ vor einem Konsonanten lautet plattdeutsch wie „Sz“ z. B.: Schlaf = Szlap, schleifen = szlipen, Schwein = Szwin. „S“ ist eine plattdeutsche Verähnlichung (Assimilierung).

Die hochdeutsche Vorsilbe „ge“ eines Wortes ist weniger plattdeutsch. Sie fehlt meistens bei allen Zeitwörtern in der „vollendeten oder perfecten Form“, z. B. „seihen“ und nicht „ge seihen“, lopen und nicht ge-lopen, dagegen plattdeutsch eingebürgerte Wörter wie „ge fallen“, gescheihen, Ge fellschaft, Ge nuß, Ge schent, Ge tow (nicht mit „h“ von „towen“) ge sund, ge nau, ge naug sind Ausnahmen; 'naug ist „aulrichsch“.

Das Kommazeichen (,) schreibe ich vor das Satzverbindungswort „und“, wenn dieser „und“-Satz ein vollständiger Satz ist, z. B.: Er begießt und pflügt die Blumen im Garten, und sie pflückt sie zur Ausschmückung ihrer Wohnstube.

¹⁾ Schmiede-Marie; Marie = Tochter oder Mädchen aus der Schmiede; auch Schaufersch-Trin, Snidersch-Fil; dagegen Schulken-Anna, Tochter Anna des Dorfschulzen.

Hinter das Satzzeichen Kolon oder Doppelpunkt (:) schreibe ich das erste Wort des nächstfolgenden Satzes mit großem Anfangsbuchstaben, weil dieser Satz meistens den Hauptgedanken enthält, z. B.: Die Mutterliebe ist die größte: Die Mutterliebe duldet, leidet und verzehrt.

Die plattdeutschen Geschlechtswörter (Artikel) „de“, hochdeutsch „der“ oder „die“, schreibe ich ohne „i“, also nicht „dei“ wie „hei“ (er) und „sei“, aber das Beziehungswort (Relativ) mit „i“, weil es die Bedeutung fennzeichnen soll, z. B.: De Minsch, d e i blot Düstram vertellst oder rint, is noch kein Dichter; aber d e ijenige (weil betont) Minsch, d e i . . ., oder: Von wede (welcher) Ort? Von d e i Ort (Art).

Der Plattdeutsche spricht oft statt des Fragewortes „wer“ den Akkusativ „wen“ aus, z. B. statt: Wer wir dat = Wen wir dat? Ich schreibe den richtigen und verständlichen Nominativ „wer“ und bin kein Freund von solchen „Originalitäten“.

So ähnlich gibt es noch verschiedene Ungleichheiten mit dem Hochdeutsch, über die man, wie schon gesagt, ein dickes Syntaxbuch schreiben kann. Meine noch anderen, vergleichenden Hinweisungen auf sie würden dem Leser nur langweilig werden. Er lernt noch manche bei seinem aushaltenden Lesen meiner Gedichte kennen in „Eddelplattdütsch III.“

Mit diesen erwähnten, fraglichen Verbesserungen möchte ich unsere mecklenburgische S c h r i f t s p r a c h e, aber nicht die holsteinische, hamburgische oder sonstige plattdeutsche²⁾ — (ich bin ein waschechter Mecklenburger trotz meiner „eddelplattdütschen“ Auffärbung) — der hochdeutschen ähnlicher gestalten, um sie dem hochdeutschen Leser verständlicher und beliebter zu machen, wie Fritz Reuter es getan hat, obgleich er Widersacher dabei hatte, z. B. den berühmtesten, holsteinischen Dichter Klaus Groth, Widersacher, die seine Sprachverbesserung als eine „Verhochdeutschung“ bemäkelten und die Urwüchsigkeit der plattdeutschen Sprache als Pflanze ohne gärtnerische Pflege „wildrosig“ gelten lassen.

Ein solcher bemäkelnder und sehr gelehrter Widersacher schrieb mir in wissenschaftlicher und poetischer oder bildsprachlicher Weise über mein „Eddelplattdütsch“:

Durch die Exaltierung (Erhebung, Verbesserung) des plattdeutschen Dialektes (Mund- oder Sprachart) wird seine Originalität (Urbeschaffenheit) und sein natureller (natürlicher) Nimbus (Heiligenschein) schon mehr profaniert (entwürdigt) als literarisch (gelehrsam) decoriert (aufgeschmückt) gleich einer Festesquirlande (Blumengewinde), in der man den ganzen Blumenfior (Reichtum) bewundert, aber nicht jede einzelne Blume . . .

Was für ein Hochdeutsch ist dies? Doch auch ein „exaltes“ (verbessertes?), lateinisiertes!

Auf meine Anfragen wegen meiner Schriftspracheverbesserung auch an andere ganz gelehrte Sprachkenner erhielt ich zwar auch ähnlich verneinende Antworten, aber doch mehr bejahende. So schrieb mir Herr Oberlehrer Hermann Wichmann in Friedland, dessen sehr belehrendes Wissenschaftswerk: „Begründung der Forderung nach einer eigenen Sprachlehre auf plattdeutscher Grundlage“ preisgekrönt ist: Ihnen hierauf zu antworten, ist mir eine liebe Obliegenheit; weil sie mir zur Veranlassung wird, Zusammenhänge darzustellen, auf die mich Ihre geschätzten Ausführungen recht eigentlich erst brachten daß gerade plattdeutsche Gedichte nach Ihrer Forderung die Tore zur niederdeutschen Poesie am ehesten aufschließen

Ich bemerke hierzu, daß Herrn Wichmanns preisgekröntes Wissenschaftswerk schon vor meiner Anfrage veröffentlicht war.

²⁾ Diese sind in ihren Wörtern oft anders als die mecklenburgische, der die pommerische am ähnlichsten ist. Die jeßige hamburgische scheint ein Gemenge (Conglomerat) von verschiedenen, plattdeutschen Sprachen zu sein infolge der verschiedenen plattdeutschsprechenden, zugewanderten Bevölkerung, die in Hamburg wohnhaft wurde wie in Milwaukee in Amerika.

Ob meine fragliche Verbesserung der mecklenburgischen Schriftsprache als eine „Veredelung“ gelten kann, oder ob dies Wort hierfür das rechte ist (vielleicht wichtigtuend, „etwas gesucht“, wie mir ein Pastor schrieb), also auch „exaltiert“, das will ich nicht behaupten; mein „Eddelplattdütsch“ soll nur eine mögliche Anregung zu solcher fraglichen Verbesserung geben. Aber ich habe mit meiner versuchten Verbesserung viele Auerkenner und Gleichmeiner gewonnen, die mein „Eddelplattdütsch“ als verständlicher beim Lesen loben. Und ich wünsche, daß dadurch unsere schöne, verständliche Schriftsprache leserlich besser und verständlicher wird als die gewöhnliche Schnacksprache, die einer wilden Rose oder oft einem Froschgequat ähnelt. Diese Anregung und Bedenkung soll, wie schon gesagt, mein „Eddelplattdütsch“ bezwecken.

Jedoch wünsche ich auch, daß eine solche fragliche „Veredelung“ keine „Verekelung“ wird, wie sie bei einem jungen, holsteinischen Dichter wurde, der öffentlich in einer literarischen Zeitung über mein „Eddelplattdütsch“ kritisierte: „Von Plattdeutsch hat der Mann (ego: Gildemeister) keine Ahnung — — —, man könnte wütend werden über die sinnlos vertane Mühe . . .“

Ich glaube aber, eine gründliche Ahnung von der mecklenburgischen Sprache zu haben und glaube auch, daß er als Holsteiner wenig Ahnung von der mecklenburgischen hat.

Mein landwirtschaftlicher Besitz in meinem Heimatort Vor-Bendorf ist schon über 500 Jahre in der Familie Gildemeister, in der nur plattdeutsch gesprochen wurde und noch wird. Und ich habe mich Lebenslang mit großer Vorliebe für unsere zwar eichentnorrige, aber auch wiesenblumige, plattdeutsche Sprache begeistert und mich gern beleißigt, sie als Schriftsprache dem hochdeutschen Leser geregelter und verständlicher zu gestalten, ja schon vieljährig, denn ich bin jetzt schon 72 Jahre alt.

Wenn dieser junge Kritiker sich über mein „Eddelplattdütsch“ geärgert hat, so bedauere ich es deshalb, weil er mein Bestreben verkannt hat. Ich tausche aber nicht mit seinem Plattdeutsch und auch nicht mit seiner rhythmischen „Aufmachung“ seiner plattdeutschen Gedichte bezüglich der Poetik: 30 Fehler in einem seiner kleinen Gedichte? Allerlei!

Ich schickte meine Antwort in „poetischer“ Form auf seine Kritik an die betreffende Schriftleitung. Sie wurde von ihr nicht veröffentlicht zu Gunsten des Kritikers.

Trotzdem will ich ihn verzeihentlich schätzen, weil er sich noch ärgern kann. Der Mensch, der noch ein Ärgergefühl in sich hat, hat noch ein Ehrgefühl. Der Ärger muß sich aber ehrlich gebildet und gott- und menschengesällig benehmen und sich fern halten von den „revolutionierenden“ Leidenschaften der Tobsucht und Roheit und der wilden, „unkultivierten“, rachegierigen Wut, die das Leidenschaftsweib des Hasses ist und von der Ur- oder Hurgroßmutter des Satans und einem ur- oder hurhöllischen Teufel erzeugt sein soll, wie der alte Schäfer Aulrich mir später einmal erzählte.

Unser bekannter und beliebter Dichter Rudolf Tarnow meint zwar in seinem Gedicht:

„Mößt di nich ärgern,
Is Urecht di dan.
Haug mal up 'n Disch,
Un glist is 't vergah'n!“

Aber er beweist mit seinem guten Rat zugleich, daß das „auf den Tisch hauen“ schon ein Zeichen des Ärgers ist, der sich dadurch zwar „unkultiviert“ kundgibt, aber ein gutes, beleidigtes Gewissen von Trübsal befreit oder von rachesüchtigen Gedanken, ähnlicherweise wie der Sturm die Luft von ungesundem Nebel, Dunst und Regenwolken reinigt.

Genug, geärgert habe ich mich damals auch über die Kritik des jungen Dichters, aber in anständigerer und gebildeterer Weise als er.

Soviel ich weiß, haben meine „eddelplattdütschen“ Gedichte in keinem anderen Kritiker ein wutartiges Argerniß erregt. Sie haben allen Lesern leidlich bis gut gefallen, also nächst sich leicht alle genügenden Schulzeugnisnummern erreicht.

Diese Freude hatte ich nicht nur während des Krieges, wo sie hier bei uns in der Heimat und draußen in den Quartieren und Schützengräben im Feindesland gelesen wurden, sondern ich hatte sie auch jetzt wieder bei gewesenen Kriegern.

Herr Justizoberinspektor Eduard Reuscher in Schwerin veranlaßte als Kamerad seit vier Jahren eine jährliche Wiedersehensfeier der gewesenen Einjährig-Freiwilligen vom zweiten Jüßlilierbataillon in Wismar, zu denen auch ich gehöre. Bei solcher Feier trug ich einige meiner Kriegsgedichte vor. Sie gestelen meinen Kameraden so gut, daß ich aufgefordert wurde, meine sämtlichen Kriegsgedichte als gedrucktes Buch zu veröffentlichen.

Ich erfülle mit meinem „Eddelplattdütsch“, Band III, kameradschaftlich gern diesen Wunsch und widme das Buch, hoffentlich mit Zustimmung sämtlicher Kameraden auch wie ich, aus Dankbarkeit und Verehrung unserm lieben Kameraden.

Herrn Justizoberinspektor Eduard Reuscher
in Schwerin.

Der Inhalt der meisten Gedichte ist ernsthaft. Diese Ernsthaftigkeit drückt, — bildlich als Gewicht gedacht, — vielleicht die eine der beiden Wageschalen des Gemüts des Lesers tiefer hernieder als die andere mit dem Gewicht „Frohsein“. Damit ein Gleichwägen wieder hergestellt wird, füge ich den Gedichten eine kleine, spaßige Erzählung hinzu, die zugleich nochmals meinen Dank kund tun soll, für alle Glückwünsche und Geschenke zu meinem 70ten Geburtstag am 17ten Juni 1927.

Die Wageschale mit dem Gewicht „Frohsein“ meines Gemüts hatte an diesem Tage einen „bannigen“ Niederdruck . . . Halt! Genug! denkt der Leser; sonst artet dieser Vergleich mit der Gemütswaage noch in eine Quatschsprache aus!

Möge meine Meinung über „Eddelplattdütsch“ kein Quatsch sein! Mögen meine Grundgedanken hierzu richtig verstanden werden bezüglich unserer lieben, uns Mecklenburgern göttlich verliehenen und angetrauten und schönen Mutter- und Heimatsprache, die leider jetzt schon von vielen plattdeutsch urwüchsigen Vätern und Müttern unter sich und mit ihren Kindern treulos, schämig und verächtlich verlassen ist, und anstatt dieser manchmal schon eine hochdeutsche gesprochen wird, „gänsechnatterig und fröschequackig“. Ich aber liebe wie mein Leben:

Uns' plattdütsche Muddersprak!

Min Muddersprak wir an min Beig:
So as ein schönen Bagelsang; —
Wenn an de Mudderbost id leig:
So as Musi un Klockenklang; —
Un as ein Kirchenprädigt schön,
Wenn sei mi stillen ded de Tranen; —
Un hilig irust as Orgelstön,
Wenn sei mi trurig ded vermahnen.

Dat truge Muddermahnen bliwvt
In uns lebendig bet taum Dod.
Wohen dat Schicksal uns of driwvt,
Wi nehmen 't mit dörch Glück un Not.
Un ded de Minsch of ganz un gor
Un Ihr un gauden Sinn verdarven:
Ganz heimlich is 't mit einmal dor,
Un wenn nich ihrer, denn in 't Starwen.

Denn richt 't sich in 't Gewäten (Gewissen) hog
 Als wafes Kind nah lange Raub
 Un sickt di an mit leitwes Og
 Un nickt di wedder fründlich tau
 Un ward din Enges, dei in'n Dod
 Di Bistand halt von Gott in'n Häwen.
 Din Bistand is din Rü (Neue) in Not.
 Dörch Rü beit Gott din Sünd vergäwen.

Doch nich allein in 't Starwen wakt
 Din Ollernsprak tru in din Seel:
 Als du din irste Reis hest maht
 Von 't Ollernhus un donu so väl'
 Spratsfrömde Minschen dor hest hört,
 Donu würd din Hart vull stilles Grugen.
 Donu hest du ehr tauirst verspürt
 Als He i m w e i h nah din leiwen Trugen.

Als Heimweih nah din Ollernhus,
 Als Heimweih nah din Muddertwurt,
 Als Heimweih nah din'n Baddergruß,
 Als Heimweih nah din'n Heimaturt,
 Din Heimatsprak un Heimatdaun,
 Din Jugendglück un Heimatwäsen!
 Ja, in de Heimat kann blot raub'n
 Dat krank' Gemeut un dor genäsen!

Min Heimat is die plattdütsch' Sprak.
 Sei hett mi lachen, weinen lührt,
 Mi führt dörch Sünmenschin un Dat
 Un raupen, wenn ick wir verirt.
 Sei is min Evangelium,
 Dat jeden warnt vör sin Verdarwen!
 Will einst de Dod mi maken stumm,
 Sall sin in p l a t t d ü t s c h ' S p r a k min Starwen! —

Pfui, wer sin Ollernsprak nich ihrt!
 Wer schämisch un untru ehr verlett,
 Dei schändt sin Ollern, dei is wirt,
 Dat Gott em dorför of vergett! — —
 Min Kinner wiren ehr heil tru.
 Nu dot! — De Krieg! — „Unf' Wedderseihen
 In'n Himmel ward“, so seggt min Fru,
 „In leuwe, plattdütsch' Sprak gescheihen!“



Dem richt 't sich in 't Gewäten (Gewissen) hog
 Als Kind nah lange Raub
 an mit leitwes Dg
 wedder fründlich tau
 u Engel, dei in'n Dod
 alt von Gott in'n Häwen.
 din Mü (Neue) in Not.
 Gott din Sünd vergäwen.

ein in 't Starwen waft
 Du in din Seel:
 is heft maft
 Von un donn so väl'
 Spra un dor heft hört,
 Donn vull stilles Grugen.
 Donn ist verspiert
 Als He in leiwen Trugen.

Als Heim in Ollernhus,
 Als Heimwadderwurt,
 Als Heimwaddergruß,
 Din Heimatseimaturt,
 Sa, in de Heidann,
 Dat drank' Gemwäsen!
 wäsen!
 wäsen!

Min Heimat 't Spraf.
 Sei hett mi lachen
 Wi führt dörrch Sün
 Un raupen, wenn i
 Sei is min Evangelii
 Dat jeden warnt bör
 Will einst de Dod mi
 Sall sin in plattdütsch Starwen! —

Pfui, wer sin Ollern,
 Wer schämisch un untru eh
 Dei schändt sin Ollern, dei
 Dat Gott em dorför of verg
 Min Rinner wiren ehr heil
 Nu dot! — De Krieg! — „Un
 In'n Himmel ward“, so seggt
 „In leiwie, plattdütsch' Spraf g

